

fand sich Braunsberg unter der Suprematie der ermländischen Bischöfe, die die gesamte Vertretung des Ermlands in dem Landesrat für sich in Anspruch nahmen. Dagegen kehrten die beiden Königsberger Städte schon im Jahre 1455 unter die Ordensherrschaft zurück und blieben auch nach dem Thorner Frieden unter denselben. Dementsprechend spielten die drei großen Städte Danzig, Thorn und Elbing nach dem Jahre 1466 im Rahmen des Königlichen Preußens, der neuen polnischen Provinz, mit breiter Autonomie ausgestattet, bis zur ersten Teilung des altpolnischen Staates im Jahre 1772 weiterhin eine bedeutende Rolle in der preußischen Ständerepräsentation, d. h. im Landesrat. Sie haben dort zwar nur drei Plätze erhalten — bei zwei Plätzen für die Bischöfe und neun für den höheren Adel, d. h. Beamten-Adel —, doch die städtische Stimme war bedeutend und wog sehr schwer. Auch auf den Tagfahrten der gesamten Stände, d. h. auf den Landtagen, später dem Generallandtag, mit der Teilnahme des mittleren Adels und der kleinen Städte, war die Rolle der Repräsentation der großen Städte sehr bedeutend, auch weil sie einen entscheidenden Einfluß auf die Stellungnahme der Vertreter der kleinen Städte ausübten³⁴. Dank der Vertretung im Landesrate nahmen die Vertreter der großen Städte später auch an den polnischen Kron-Wahlreichstagen teil, wobei sie sogar Stimmrecht in der sogenannten Senatoren-Sitzung besaßen — als einzige Vertreter der polnischen Städte³⁵. Und vom Jahre 1569 an, d. h. nach Einführung der sog. parlamentarischen Union zwischen der Krone Polens und Königlich Preußen, haben die städtischen Vertreter aus den drei großen Städten Preußens wie auch die anderen hochadligen Vertreter des Landesrates im polnischen Reichstag ihren Platz in der höheren Kammer, d. h. im Senat, erhalten³⁶.

Diese Tatsache unterscheidet sich von der Situation und Lage der anderen polnischen Kronstädte, die schon in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts von dem polnischen Reichstag in der Botschafter-Kammer, d. h. im Sejm, durch den Adel ausgeschaltet wurden. Sie nahmen zwar an der Wahl des Königs teil, haben aber keinen realen Einfluß ausgeübt. Nur die Hauptstadt Krakau entsandte ihre Vertreter in die Botschafter-Kammer, den Sejm, aber nur weil sie einen bedeutenden Grundbesitz besessen hatte. Von der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an gehörten auch die Vertreter von Wilna und Lemberg, zeitweise auch von Lublin dazu. Aber die Suprematie des Adels in dem polnischen Reichstag blieb bestehen und der Adel hatte sich mit der Repräsentation der ganzen Gesellschaft der Rzeczpospolita, d. h. Polen-Litauens, identifiziert. Diese Tatsache war durch die wirtschaftliche Rolle des polnischen Adels verursacht, wie auch durch den Partikularismus der Kronstädte, die nicht gemeinsam hervortraten, wie es in Preußen der Fall gewesen war, und nur über eigene Interessen wachten.

³⁴) M. Biskup in: *Historia Pomorza*, Bd. II, Teil I, Poznań 1976, S. 47 ff.

³⁵) M. Biskup, *Udział stanów Prus Królewskich w elekcjach władców polskich na przełomie XV—XVI wieku*, in: *Zapiski Historyczne* 34, H. 3, 1969, S. 88 ff.

³⁶) K. Słószarczyk, *Sprawa zespolenia Prus Królewskich z Koroną za Jagiellonów (1454 bis 1572)*, in: *Roczniki Historyczne* 3, 1927, S. 108—109.

Die Anwesenheit der preußischen Großstädte im Landesrat wie auch im polnischen Reichstag, d. h. im Senat, spiegelt ohne Zweifel die stärker schaftlich-soziale Position der preußischen Großstädte. Sie festigte sich im Rahmen des Ordensstaates bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts und beeinflusste entscheidend dessen spätere volle und reale Anteilnahme in der Gestalt und Entwicklung der ständischen Repräsentation in Preußen in den Zeiten der Ordensherrschaft. Es ist nämlich klar, daß ohne den bürgerlichen Faktor und die direkt inspirierende Rolle — wie wir oben sahen — die preußische Konfession nicht fähig gewesen wäre, eine so wichtige Rolle in der Geschichte Preußens und Polens zu spielen, wie später der preußische Landesrat. Es ist zweifellos eine bedeutende Besonderheit, welche man in Mitteleuropa nur mit der Situation in Livländischen und wohl der böhmischen Städte bis zum XVI. Jahrhundert vergleichen kann.

Eine Erklärung dieser Besonderheit gibt nur der Kontext der wirtschaftlichen und sozialen Situation Preußens in den Zeiten der Ordensherrschaft, die Schwächung des dortigen Adels und die günstige Lage der Städte an der Weichsel und ihre Entwicklung. Auch diese Lage hatte es den Großstädten ermöglicht, noch im Rahmen des polnischen Staatsverbandes die Rolle der Vermittler zwischen dem breiten westlichen Hinterland und der Ostsee zu spielen, was auf die Festigung ihrer wirtschaftlichen Bedeutung einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat.

Walther Mitzka (1888 — 1976)

Von Erhard Riemann

Am 8. November 1976 ist Prof. Dr. Walther Mitzka, der Senior der deutschen Germanistik und Mundartforschung, im Alter von 88 Jahren gestorben. Obwohl er nicht in Ostpreußen geboren, fühlte er sich doch stets als Ostpreuße, und die entscheidenden Jahre seines Lebens hat er hier verlebt, und viele seiner Werke über die Mundart unserer ostpreußischen Heimat. Aber auch durch seine Verbundenheit mit der Mundart unserer ostpreußischen Heimat. Aber auch durch seine Verbundenheit mit der Mundart unserer ostpreußischen Heimat.

Sein Vater war im Kreis Lyck geboren, war Mittelschullehrer geworden und Beamter zufällig nach Posen gekommen.

Sein Großvater war als Sohn eines kölmischen Bauern in Groß-Stürlack bei Lötzen, geboren und war Lehrer an verschiedenen Dorfschulen in Masurien gewesen.

Vom Urgroßvater an waren alle weiteren Vorfahren Mitzkas Bauern gewesen, sesshaft in dem Grenzgebiet zwischen dem südlichen Barten und Masuren, und die Sprache her gesehen in dem Grenzgebiet zwischen Niederpreußisch und Masurisch.

Walther Mitzka wurde am 27. 2. 1888 in Posen geboren und machte dort sein Abitur. Er studierte Germanistik und Geschichte an den Universitäten Marburg, Heidelberg und Berlin. In Marburg wurde er Schüler von Prof. Feiler Wrede, dem Direktor des Deutschen Sprachatlas, der ihn für die Dialektgeographie begeisterte. Mit seiner Dissertation „Ostpreußisches Niederdeutsch nördlich

Ermland“ wandte sich Mitzkas wissenschaftliches Interesse der Heimat seiner Vorfahren zu. Für diese Arbeit sammelte er das Material in den Jahren 1909 bis 1911 auf ausgedehnten Wanderfahrten in dem Gebiet zwischen den Masurischen Seen und der Ostseeküste. 1911 promovierte er in Marburg zum Dr. phil., 1912 bestand er das Staatsexamen und ging dann nach Königsberg in den höheren Schuldienst. Neben seiner Tätigkeit am Löbenichtschens Realgymnasium war er auch als Prof. Ziesemers Assistent am „Preußischen Wörterbuch“ tätig. Im Ersten Weltkrieg wurde er mehrfach schwer verwundet, so daß er 1915 in die Heimat zurückkehren mußte.

Bald stürzte er sich neben seinem Schuldienst auch wieder in die wissenschaftliche Arbeit. Sogar auf neue Forschungsfahrten ging der Schwerkriegsversehrte, der im Kriege ein Bein verloren hatte. Er erforschte die Mundart des Gebiets am Südufer des Frischen Haffs, die Mundart der Danziger Nehrung und der Danziger Höhe wie die Sprache der Mennoniten in der Weichselniederung. Schon in den frühen 20er Jahren erschien eine Reihe wichtiger Untersuchungen über diese ost- und westpreußischen Mundartlandschaften. Aber auch die sprachlichen Verhältnisse im Baltikum reizten ihn früh. Sein Buch „Studien zum baltischen Deutsch“ (1923) sowie mehrere Aufsätze über Sprache und Volksgut der deutschen Bauern in Hirschenhof in Livland sind der wissenschaftliche Ertrag von Studienaufenthalten im Baltikum.

1927 habilitierte er sich an der Königsberger Albertina für das Fach der Germanistik. 1929 folgte Mitzka einer Berufung auf ein Extraordinariat an der Technischen Hochschule in Danzig.

1933 wurde Mitzka als Nachfolger seines Lehrers Ferdinand Wrede als ordentlicher Professor für deutsche Philologie und Direktor des Deutschen Sprachatlas an die Universität Marburg berufen. Mit der Leitung dieses großen Institutes, in dem die dialektgeographische Methode entwickelt worden war, übernahm er die Schlüsselposition in der deutschen Mundartforschung. Unter seiner Führung schritt das Atlaswerk rüstig voran, und es erschien eine Reihe weiterer Lieferungen von Lautkarten. Aber er führte nicht nur die lautgeographischen Arbeiten fort, sondern er entwickelte daneben auch die wortgeographische Methode. Als zweites Großunternehmen seines Marburger Instituts begründete er 1939 den Deutschen Wortatlas, für den er einen 200 Fragen umfassenden Wortfragebogen an 48 381 Schulorte verschickte. Nach 1939 konnten auch das Gebiet des ehemaligen Polnischen Korridors und das Memelland erfaßt werden. Aber erst nach dem Kriege im Jahre 1951 erschien der 1. Band. Heute umfaßt dieses Werk 20 Bände. Eine große Zahl von Studenten hat bei diesem Atlaswerk mitgearbeitet, und zahlreiche Dissertationen entstanden im Anschluß an diese Wortkarten. Unserer nordöstlichen Heimat widmete er schon 1937 sein grundlegendes Werk „Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte“, in dem er die Mundartgliederung und die Sprachschichtung Ost- und Westpreußens von der Besiedlungsgeschichte her deutete (2. Auflage 1959).

Als er 1956 emeritiert wurde, übernahm er noch eine Riesenaufgabe, die für andere ein Lebenswerk bedeutet hätte. Da sich für den Neuaufbau des „Schlesischen

Wörterbuchs“ kein Schlesier fand, sprang Mitzka ein. Von 1956 bis 1960 sammelte er in einer großen Fragebogenaktion mit Hilfe vieler schlesischer Mundartsprecher das Wortmaterial, und 1963 bis 1965 erschienen die drei Bände bereits im Druck.

Bis zu seinem Tode war die Schaffenskraft des 88jährigen ungebrochen. Noch bis in die letzten Monate seines Lebens erschienen wissenschaftliche Aufsätze aus seiner Feder. Völlig unerwartet kam daher allen, besonders seinen vielen Schülern, die Nachricht von seinem Tode. Sie alle gedenken seiner in tiefer Dankbarkeit. Er ist ihnen nicht nur ein begeisternder und stets anregender Lehrer gewesen, nicht nur eine große, vorbildliche Persönlichkeit, sondern auch ein gütiger, väterlicher Freund, der ihren weiteren Lebensweg mit Rat und Hilfe begleitete.

Ich selbst aber, den er immer als seinen ältesten Schüler bezeichnete, war ihm besonders verbunden, weil er es war, der einst meinen Lebensweg bestimmt hat. Auch nach dem Kriege griff er wieder in das Steuer meines Lebensschiffes, indem er als Vorsitzender des Kartells der Mundartwörterbücher den Anstoß gab zur Neubegründung des „Preußischen Wörterbuchs“ und indem er mir die Leitung dieses Werkes übertrug.

Wir danken Walther Mitzka, daß sein Lebenswerk zu einem wesentlichen Teil im Dienste Ost- und Westpreußens stand, und wir sind stolz, daß dieser ungewöhnliche Mann, mit dem eine ganze Epoche deutscher Germanistik dahingegangen ist, im Kreise der Wissenschaft den ostpreußischen Menschenschlag so eindrucksvoll verkörperte, nicht zuletzt auch als Mitglied unserer Kommission.

Hans Rothfels zum Gedächtnis

(1891 bis 1976)

Von Udo Arnold

Hans Rothfels wurde am 12. April 1891 in Kassel geboren. Damit gehörte er und das sagt mit einem Begriff sehr viel, in die Langemarck-Generation. So war er Teilnehmer des Ersten Weltkrieges, in dem er schwer verwundet wurde.

Rothfels promovierte mit einer Arbeit über Clausewitz und wandte sich dann der jüngsten Vergangenheit zu, indem er sich mit Bismarck beschäftigte.

Seit 1928 hatte er den Königsberger Lehrstuhl für Neuere deutsche Geschichte inne, wo er u. a. Bismarcks Reichs- und Ostpolitik las. Bezeichnend für Rothfels ist, daß er nicht nur mit wachen Augen die besonderen Probleme Ostpreußens und des Ostseeraumes sah, sondern wissenschaftliche Konsequenzen zog: er wandte sich einem neuen Forschungsgebiet zu, „Nationalstaat und Nationalitätenfrage“. Interessant ist, wie diese Hinwendung heute noch beurteilt wird; in einem Nachruf in der „ZEIT“ schrieb Theo Sommer: „Im Osten erlebte er dann Modelle völkischer Miteinanderlebens, die er für zukunftsfruchtig hielt — wichtiger als eine Revision der Gesinnungen.“

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten mußte Rothfels seine jüdischen Herkunft wegen Königsberg verlassen; er emigrierte nach England, später in die USA, wo er in Oxford und Chicago lehrte.

1951 kehrte er zurück und erhielt den Tübinger Lehrstuhl für Neuere deutsche Geschichte, den er bis zu seiner Emeritierung inne hatte. Als Sechziger entwickelte er eine lebhaftige Tätigkeit als Forscher und Organisator der Forschung: er gehört zu den Mitbegründern des Instituts für Zeitgeschichte in München, begründete mit Theodor Eschenburg die „Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte“, arbeitete als Mit-herausgeber der „Akten zur deutschen auswärtigen Politik“ und gab, zusammen mit seinem Königsberger Nachfolger Theodor Schieder, die „Dokumentation der Vertreibung“ heraus.

Wiederum galt sein Interesse der jüngsten Vergangenheit, die er miterlebt und erlitten hatte und die erneut, wie drei Jahrzehnte früher, seine Gegenwart wesentlich mitbestimmte. So wandte er sich als Forschungsgebiet der „Deutschen Opposition gegen Hitler“ zu und wurde dadurch bekannt als Darsteller des „anderen Deutschland“, das es in jener Zeit ja ebenfalls gab.

Bei all dieser Forschungsarbeit blieb er ein beliebter Hochschullehrer, der nicht seine Schüler für sich arbeiten ließ, sondern deren eigene Forschungen er wesentlich förderte. So war er nicht nur selber seit jenen Königsberger Jahren Mitglied unserer Kommission, sondern unterstützte eine Reihe seiner Schüler, die ebenfalls Mitglieder wurden, z. B. Frau Esau oder Frau Triller.

Die Landesforschung sah er stets als einen Teil der Gesamthistorie, so daß viele seiner Arbeiten für Ost- und Westpreußen sich mit den genannten großen Themenbereichen berühren, indem er u. a. den vielfältigen Personalbindungen nachging, sei es bei seinen Arbeiten über Theodor von Schön, Bismarck und Johann Jacoby oder das nationale Problem Ostpreußens ebenso wie die Beteiligung von Preußen am Widerstand gegen Hitler oder das Problem der Vertreibung, aber auch zur Geschichte von Stadt und Universität Königsberg, wobei er sich auch nicht scheute, sein historisches Wissen breiteren Leserkreisen in Form von Zeitungsartikeln zu vermitteln. Dabei verschloß er sich nie der Bitte, an Sammelwerken über Ost- und Westpreußen mitzuwirken, wie beispielsweise im Band „Deutsche Staatenbildung und Kultur im Preußenland“ von 1931.

Die Erinnerung an die Königsberger Jahre verließ den am 22. Juni 1976 Verstorbenen nie, und als Antwort auf meinen Glückwunsch zu seinem 84. Geburtstag schrieb er mir handschriftlich: „Die Königsberger Jahre (1928—34) zählen zu meinen besten, und jede freundliche Bezugnahme auf diese Zeit gibt mir Anlaß zu freudiger und dankbarer Erinnerung.“ Diese Erinnerung an den Forscher, Lehrer und Menschen Rothfels dürfte nicht nur im Kreise der allgemeinen deutschen Geschichtswissenschaft, sondern auch in unserer Kommission wach bleiben.

Bernhard Maria Rosenberg

(* Odenkirchen/Rheydt, 20. Oktober 1903 — † Köln, 19. Januar 1977)

Von Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld

Im ersten Monat dieses Jahres 1977 verstarb unerwartet an einem plötzlichen Herzversagen das Mitglied der Historischen Kommission, Dipl. rer. oec. Ober-

studiendirektor i. R. Bernhard Maria Rosenberg. Obwohl in Westdeutschland geboren, wuchs Rosenberg doch nach dem frühen Tod des Vaters in der Heimat seiner Mutter in Braunsberg, Ostpreußen, auf, wo er 1923 das Abitur bestand. Er hat sich immer als Ostpreuße, im besonderen als Ermländer gefühlt, und der ostpreußischen Geschichte und Kulturgeschichte galt während seines ganzen Lebens sein Interesse und seine neben seiner schulischen Lehrtätigkeit einhergehende historische Forschungsarbeit. In den letzten Lebenstagen, kurz ehe ihn der Tod ereilte, war er dabei, seine Dissertation über die ost- und westpreußischen Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt/Main 1848/49 abzuschließen und sich für die nahe bevorstehende mündliche Promotion an der Bonner Universität vorzubereiten.

Rosenberg hat an der Handelshochschule und an der Universität in Königsberg und an der Staatlichen Akademie in Braunsberg studiert. Er stand von 1929 bis 1934 in verschiedenen ostpreußischen Städten im Schuldienst als Berufsschullehrer, bis er in der nationalsozialistischen Zeit aus politischen Gründen aus diesem entlassen wurde. Seine dann folgende Tätigkeit in der kirchlichen Verwaltung des bischöflichen Ordinariats in Frauenburg bot ihm die Gelegenheit, sich durch Benutzung von Dombibliothek und Diözesanarchiv vor allem der ermländischen Geschichte zu widmen und durch Mitarbeit am Ermländischen Kirchenblatt seine journalistischen Fähigkeiten zu üben. In den letzten Kriegsjahren noch zur Wehrmacht eingezogen, wurde Rosenberg als Schwerbeschädigter bei Kriegsende entlassen. Von 1947 bis zu seinem Ruhestand ab 1969 wirkte er als Leiter der Berufsbildenden Schulen in Stolberg (Rhld), um sich später nach Köln zurückzuziehen und ganz seinen historischen Forschungen zu leben.

Es würde zu weit führen, hier alle Themen anzuführen, denen Rosenbergs Untersuchungen und Darstellungen galten. Als Schwerpunkte wären zu nennen außer seinen Aufsätzen zur Geschichte einzelner ermländischer Orte (Wormditt, Bischofsburg, Seeburg, Stegmannsdorf u. a.) verschiedene Beiträge sowohl wissenschaftlicher wie populärer Art zur Copernicus-Biographie, zur Geschichte des Braunsberger Gymnasiums, dann vor allem über die ost- und westpreußischen Abgeordneten in der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Nicht zu vergessen ist auch Rosenbergs vielleicht schönster und ein bisher noch nie behandeltes Gebiet betreffender Aufsatz über die „Geschichte des deutschen ermländischen katholischen Kirchenliedes“, der 1958 in Band XXIX der „Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Ermlands“ erschien.

Hans Westpfahl

(* Rose bei Dt.-Krone, 27. Dezember 1894 — † Witten/Ruhr, 23. Februar 1977)

Von Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld

Der im Februar dieses Jahres nach längerem Siechtum, aber doch unerwartet verstorbene stille Gelehrte, Pfarrer i. R. und Geistlicher Rat Hans Westpfahl, hat zwar nicht der Historischen Kommission angehört, zählt aber sicher zu den be-

deutendsten ostpreußischen Kirchenhistorikern neuerer Zeit. Aus der Grenzmark gebürtig, hatte er zuerst als Lehrer gewirkt, ehe er nach Theologiestudium in Braunsberg 1930 zum Priester geweiht wurde und verschiedene ermländische Seelsorgsstellen (zuletzt als Pfarrer in Heiligenbeil) versah. Daneben widmete er sich, zwar als Autodidakt, aber mit großem Fleiße und Intensität, vor allem der mittelalterlichen Geistesgeschichte und der abendländischen Mystik. So gelangte er schon früh zu dem Thema, das sein ganzes Leben beherrschen sollte: dem Schrifttum von und über die westpreußische Klausnerin Dorothea von Montau (1347 bis 1394). Nach verschiedenen Einzeluntersuchungen und Aufsätzen über diese bedeutende Frau und ihre Vorgängerin, die hl. Jutta von Kulm, war es entscheidend, das Westpfahl nicht nur Fotokopien von ca. 80 verschiedenen Manuskripten von Dorotheenschriften sammelte, sondern vor allem, daß er 1964 gemeinsam mit Berichterstatterin die große „Vita Dorotheae Montoviensis Magistri Johannis Marienwerder“ aus den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts in Marienwerder — beim Verlag Böhlau-Köln — als ersten Band der von Bernhard Stasiewski herausgegebenen „Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands“ herausgab.

Buchbesprechungen

Die „*Banderia Prutenorum*“ des Jan Długosz — eine Quelle zur Schlacht bei Tannenberg 1410. Untersuchungen zu Aufbau, Entstehung und Quellenwert der Handschrift. Mit einem Anhang: Farbige Abbildungen der 56 Banner, Transkription und Erläuterungen des Textes von SVEN EKDAHL (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, Dritte Folge, Nr. 104), 1976. — 315 S. (mit Quellen- und Literaturverzeichnis, Personen- und Ortsregister), 9 farblose Abb., 4 Farbtafeln im Text.

Nach vielerlei deutschen und polnischen Veröffentlichungen hat nun der bekannte, schwedische Forscher dieses Thema sehr gründlich bearbeitet und setzt sich eingehend mit den Ergebnissen und Vermutungen seiner Vorgänger auseinander. Zunächst behandelt er die Funktion der Feldzeichen, besonders in taktischer Hinsicht beim Ordnen und Angriff der einzelnen Abteilungen, ferner die verschiedenen, überwiegend in Westeuropa ausgebildeten Fahnenformen. Er wendet sich dann dem Ordensland zu und schreibt: „Wie aus einem Wandbild vom Ende des 14. Jahrhunderts in der heute zerstörten Domkirche in Königsberg hervorging, gab es auch in Preußen Banner und Fähnlein“ (S. 23, zu Anm. 76, mit Abb. I, nach S. 32), und vermerkt eigens: „Diese Ritter sind nicht in Ordenstrachten dargestellt“ (das., Anm. 77). Die polnische Unterschrift zu diesem, von Kuczynski nach deutschem Vorkriegsfoto dargebotenen Bildausschnitt, nennt die Personen nur schlechthin Kreuzritter, ohne auf ihre Wappen einzugehen. Doch gerade diese Zeichen lassen sie als Kriegsgäste aus Westeuropa, wenn auch innerhalb der damaligen Reichsgrenzen, erkennen: Der Bannerträger vorn ist ein Herr von Baer¹⁾, ihm folgt Ruprecht (Robert) von Namur,

¹⁾ Vielleicht schon Walrave, sonst erst belegt 1371? Wappen(rock): In Gelb ein roter Schrägbalken; Helmzier: Hundekopf mit Halsband (L'armorial universel du hérald Gelre (1370—1395), publié et annoté par + P. Adam-Even, 1971, S. 80, Nr. 1175).

Herr von Renaix, Beaufort-sur-Meuse und Balâtre, gest. 1392²⁾, in Königsberg erwähnt 1356³⁾, Bruder des Grafen Wilhelm von Namur, dahinter Baldewin genannt Buréal von Juppleux, erwähnt nach 1350 bis 1402⁴⁾. Auch die Rüstung, besonders der Kübelhelm, der freilich nur mehr zum Turnier getragen wurde, die Arme noch im Kettenpanzer bei geschienten Beinen, bestätigen, daß die Fresken gegen 1360 und nicht erst um 1390 entstanden, wie Steinbrecht u. a. m. annehmen wollten. Diese drei Herren, obwohl im Königsberger Dom einst abgemalt, verkörpern also klar den westlichen Brauch und können nicht als Muster für Ostpreußen gelten! Der Vierte ist zu undeutlich, um näher bestimmt zu werden. Wenn E. den drei sichtbaren Lanzenfahnlein wegen der verschiedenen „Punkte“ — wohl Hermelinschwänzchen — im Untereck besondere Distanzierungsmerkmale als „Leitzeichen“ zuschreiben will, strapaziert er die Heraldik über ihr Vermögen; denn einmal ist die Zahl in dieser Musterung nebensächlich, zum andern bei flatterndem Wimpel im Reiten nicht zu ermessen und schließlich bei unserem Fresko je nach dem Erhaltungszustand mehr oder weniger auszumachen, also durch diesen reinen Zufall bedingt.

Interessant sind die Wandlungen des „Gonfanons“ zu moderneren Fahnentypen auf Gebietersiegeln zu beobachten (Abb. II—V). Die Kampfszene auf Gotland (Abb. VII) dürfte, obwohl man zahlreiche Kreuze erkennt, eher — wie die oben zitierten Fresken — einige Jahrzehnte vor der Besetzung der Insel gegen die Vitalienbrüder (seit 1398) entstanden sein, weil alle Streiter mit Schilden ausgerüstet sind und man ziemlich links einen Kübelhelm mit abflatternder Decke sieht, der bald als ungeeignet für den Ernstkampf abgelegt wurde.

E. behandelt weiterhin die Rolle des Jan Długosz als Geschichtsschreiber mit den von ihm vertretenen politischen Tendenzen im Verhältnis zum jagiellonischen Königshaus. Besonders wichtig ist hier die Beurteilung der einzelnen Handschriften seiner Werke und ihres Einflusses auf die „Banderia“, die ihrerseits stellenweise nachträglich ergänzt oder umgearbeitet wurden. Älteren Ausgaben wird ein eigener Abschnitt gewidmet, dem die letzte Edition von 1958 durch K. Górski folgt. Seine Untersuchungen über die verschiedenen Schreiberhände und die Theorie über drei Phasen der Entstehung des Werkes werden kritisch gewürdigt, danach der Illustrator, Stanislaus Durink, und seine Arbeitsmethode. Eine Beschreibung der Handschrift rekonstruiert deren ursprüngliche Blätterlagen. Es schließen sich Berichte über die Banner in der Kathedrale auf dem Krakauer Wawel an, insbesondere voneinander abweichende Zahlen. Vorlagen zu den Abbildungen und Kom-

²⁾ Gelre, S. 39, Nr. 111. Wappen(rock): In Gelb ein rot gekrönter, schwarzer Löwe, überlegt von einem roten Dornschrägfaden (genau wie auf dem voranstehenden Banner); Helmzier: Flug.

³⁾ Preußisches Urk.-Buch, 5. Bd., 1969, Nr. 407.

⁴⁾ Gelre, S. 97, Nr. 1517. Wappen(rock): In Weiß drei blaue Rauten (2 : 1), überlegt von einem rot-gelb gestückten Schrägfaden; Helmzier: Kopf einer Mohrin mit Rosenkranz und Feder. — Im Königsberger Dom fand sich außerdem: Evert Boot, erwähnt 1371—1374. Gelre, S. 66, Nr. 865. Wappen: In Rot ein gelb gekrönter, weißer Löwe, auf der Schulter ein gelbes Schildlein mit rotem Kreuz; Helmzier: Hahnenrumpf. Chr. Krollmann, Polit. Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen, 1932, Abb. 23 nach S. 176, gibt nur an: „Ausländischer Kreuzfahrer“. Die Gestalt ist bemerkenswert durch die Tartsche, da wegen der verstärkten Plattenrüstung nur selten noch Schilde im Kampf getragen wurden. Weiter unter diesem Fresko zwei schwach zu erkennende Vollwappen, Helm und Schild.